

Über Medien im Bilde sein: Die nächste Runde ...

Sven Stollfuß, Monika Weiß

Eigentlich hat sich die Aufregung wieder zu legen begonnen. Die hitzigen und emotionalen Debatten über die Funktion und vor allem den Stand der Medienwissenschaft(en) sind abgeklungen. Sie wird noch weiter an unterschiedlichen Standorten und mit jeweils verschiedenen Schwerpunkten und Herangehensweisen sowie Auslegungen von ›Medien‹ gelehrt. Studierende entscheiden sich noch immer für ein medienwissenschaftliches Studium – und noch immer gibt es zu wenig Plätze für die vielen Interessierten. Auch die Forschung blüht weiter; Graduiertenkollegs gedeihen mit ihren jeweils speziellen Ansprüchen an exzellente (Nachwuchs-)Forschung, Fachtagungen finden noch immer – mal mehr, mal weniger gut finanziert – statt und selbst Drittmittel fließen weiterhin in entsprechend ausgerichtete Forschungsverbünde. Professuren werden nicht nach und nach aufgelöst, sondern mehrheitlich wiederbesetzt; ja sogar neue Lehrstühle werden eingerichtet. Ausschreibungen für medienwissenschaftliche Mitarbeiter finden sich noch immer, auch wenn die Expansion an Bedarfsstellen mit der ›klingenden‹ Bezeichnung ›Lehrkraft für besondere Aufgaben‹ eher ein Ärgernis denn eine Begrüßung darstellt – dieses Los aber teilt sich die Medienwissenschaft mit so einigen anderen Fächern. Wie wird wohl der akademische Stellenmarkt mit den in naher Zukunft arbeitssuchenden Wissenschaftlerschwärmen aus den Graduiertenkollegs umgehen? Vielleicht reagiert man darauf mittelfristig mit einer Zunahme an Zeit- und halben Professuren, wie sie gegenwärtig bereits Konjunktur haben, halbiert dazu noch die ohnehin wenigen Postdoc-Stellen und teilt die nahezu ausschließlich verfügbaren ›50-Prozent-Qualifikationsstellen‹ für Doktoranden noch einmal auf; oder schreibt gleich vorwiegend wissenschaftliche Hilfskräfte (m. A.) aus. So hätte sich mit dieser allgemeinen Problematik das ›Spezialproblem Medienwissenschaft‹ vielleicht bald von selbst erledigt!? Warten wir es ab ...

Wenn man von den strukturellen Herausforderungen einmal ab-
sieht, die in allen anderen geistes-, kultur- und sozialwissenschaftlichen
Fächern (traurigerweise) nicht rosiger aussehen, könnte man meinen,
dass die Welt soweit erst einmal wieder in Ordnung wäre. Die fach-
politischen Debatten, wie sie im Anschluss an das Positionspapier des
Wissenschaftsrates zur »Weiterentwicklung der Kommunikations- und
Medienwissenschaften in Deutschland« aus dem Jahr 2007 leidenschaft-
lich geführt wurden (vgl. Bergermann 2007), haben sich weitestgehend
aus der akademischen Öffentlichkeit zurückgezogen. Die Medienwis-
senschaft hat überdies nun auch ihre eigene, also von der Publizistik und
Kommunikationswissenschaft separierte Stellung im CHE-Ranking; auf
den ersten Blick ein möglicherweise lohnenswertes Unterfangen, dessen
Streitbarkeit allerdings auch immer wieder reflektiert werden muss (vgl.
Adelmann 2011). So stellt Vinzenz Hediger, seinerzeit erster Vorsitzen-
der der Gesellschaft für Medienwissenschaft, am 8. Mai 2011 im GfM-
Blog fest, dass es jetzt die ersten, eigens für die Medienwissenschaft
veröffentlichten Ergebnisse des Rankings gibt, »kratzt sich allerdings«
gleichzeitig auch »ein wenig am Kopf«¹. Grund hierfür ist die Kritik
an der scheinbar kaum vorhandenen internationalen Ausrichtung medi-
enwissenschaftlicher Studiengänge an deutschen Hochschulen – ver-
packt als »wichtigste Mitteilung« auf der Eröffnungssite. Nach CHE-
Vergleichskriterien vielleicht sogar zutreffend, eine Differenzierung wäre
dennoch wünschenswert (gewesen). Das Debattieren um die bittersüße
Frucht der eigenen CHE-Sparte geht also erst einmal weiter.

Die gerade aus Sicht des sogenannten Mittelbaus formulierte Kritik
an der prekären Stellung des medienwissenschaftlichen Nachwuchses,
wie sie Franziska Heller und Wolfgang Fuhrmann (2010) formulierten
(vgl. zusätzlich Fuhrmann/Heller/Kirsten 2010), scheint leider auf noch
wenig Anschlusskommunikation zu treffen. Ihr Plädoyer, das »Bewusst-
sein für die eigene Position in der akademischen Landschaft« selbstbe-
wusst »nach innen« zu kommunizieren und »nach außen« zu tragen
(Heller/Fuhrmann 2010: 122), wartet noch auf die »spürbare Umset-
zung«. Während der Podiumsdiskussion des Film- und Fernsehwissen-
schaftlichen Kolloquiums (FFK) am Seminar für Filmwissenschaft der
Universität Zürich im letzten Jahr ist hierzu diskutiert worden; in Er-

¹ Vgl. [http://blog.gfmmedienwissenschaft.de/2011/05/das-che-ranking-fur-medienwissen-
schaft-ist-da/](http://blog.gfmmedienwissenschaft.de/2011/05/das-che-ranking-fur-medienwissen-
schaft-ist-da/) [Stand: 23.11.2011]

langen-Nürnberg – dem Austragungsort des diesjährigen FFKs – wurde der Faden wieder aufgegriffen. Denn spätestens seit dem Kolloquium in Passau (2009) hat sich das FFK auf Initiative der Kollegen aus Zürich als eine auch interne ›Plattform‹ für den fachpolitischen Austausch aufgestellt (vgl. auch Frisch 2010).

Mit dem vorliegenden Band möchten wir die Diskussion weiter vorantreiben und demgemäß *Perspektiven und Gegenstände medienwissenschaftlicher Forschung* konkret aus der Sicht des Mittelbaus aufgreifen und weiterführen. Die Zusammenstellung der Texte geht auf die vom 16. bis 18. September 2010 an der Philipps-Universität Marburg organisierte Tagung »Über Medien im Bilde sein. Zu den Gegenständen medienwissenschaftlicher Forschung« zurück, deren Referate hier mehrheitlich mit einem Aufsatz vertreten sind.²

Vom Schiffbruch eines Fachs zur Unmöglichkeit einer Disziplin?

Im letzten Jahr sind gleich zwei Publikationen erschienen, die sich dem ›Problemfeld‹ Medienwissenschaft(en) jeweils unterschiedlich pointiert zuwenden: Geert Lovinks polemisches ›Manifest‹ *Medienwissenschaften. Diagnose einer gescheiterten Fusion* in der zfm – Zeitschrift für Medienwissenschaft sowie der von Claus Pias herausgegebene Band *Was waren Medien?*.

Lovinks, man kann sagen, Streitschrift kritisiert die »ineffektive[n], verkalkte[n] und divergierende[n] Zusammenlegungen« von »Literatur, Film, Radio und Fernsehen, Theater, Design, Visuelle und Performancekunst gewaltsam mit Neuen Medien unter einem verworrenen und undeutlichen Label« Medienwissenschaften, welches gleichsam als »Container-Konzept« abgestraft wird (Lovink 2011: 159). Den »institutionellen Schutt abtragen« wollend, geht es Lovink um eine Alleinstellung der Forschung zu den Neuen Medien und zum Internet, die von der Containerwissenschaft nie in den Griff bekommen wurde. Sich über ›Medien im Allgemeinen‹ zu verständigen sei vorbei, denn immerhin würde der Begriff ›Medien‹ zusehends zu einem leeren Signifikanten.

² Ergänzend, zur Tagung umfanglicher vgl. Stollfuß/Weiß/Czekaj 2010.

»In Zeiten von Budgetkürzungen, von Kreativindustrie und geistiger Armut müssen wir die schwammigen Konvergenz-Ansätze beiseite legen und stattdessen gründliche Detailstudien zu Netzwerken und digitaler Kultur vorantreiben« (ebd.). Den Anschluss an die Gesellschaft, den die Containerwissenschaft wohl verloren zu haben scheint, gilt es wiederzufinden. Um dies in die Köpfe der Medienwissenschaftler zu bekommen, holt Lovink zu einem sprichwörtlichen Rundumschlag aus. Er prangert nicht nur die Konzeptlosigkeit der Containerwissenschaft in Hinblick auf die Neuen Medien und das Internet an, sondern wirft ihren Vertretern im Grunde intellektuell unterbelichtete und in letzter Konsequenz falsche Forschungsprämissen vor, da sie sich im Modus des ›Immergleichen‹ – das Betrachten der Phänomene von heute und morgen mit den Werkzeugen von gestern und vorgestern – selbst überflüssig theoretisieren. »Während diese Kritik auf viele Felder zutrifft, gilt sie ganz besonders für die Medienwissenschaften« (ebd.: 161). Und so müssen sich auch ganz besonders die Medienwissenschaften vorwerfen lassen, dass sie mit der »mechanische[n] Anwendung von Theorie auf Objekte (X mit Y lesen)« nicht nur fortwährend Totgeburten fabrizieren, sondern auch daran mitgetan haben, dass Theorie »ihrer Kraft beraubt [wurde]« (ebd.: 162). Und weil dem so ist, meidet der intelligente Nachwuchs die Medienwissenschaften und verlagert seinen Karrierestart besser in die Kunstwissenschaft oder Philosophie in Verbindung mit Informatik. »Dem ganzen Feld liegt eine Schizophrenie zugrunde. Alle guten Medienforscher haben klassische Geisteswissenschaften studiert und ich kenne keinen guten Medienwissenschaftler, der einen Abschluss in den Medienwissenschaften hat«, zitiert Lovink aus einer privaten E-Mail-Korrespondenz mit Florian Cramer. Weiter heißt es hier: »Das Problem beim Studium der Medientheorie ist, dass man üblicherweise mit einem zweitklassigen Theoriekanon mit McLuhan und allem anderen, was normalerweise auf den Literaturlisten der Medientheorie steht, ausgebildet wird« (ebd.: 161, 3).

Das hat gegessen! Da wird der medienwissenschaftliche Studierende (und der sich daran anschließende Nachwuchs) zum Pawlow'schen Hund der kanonischen Konditionierung letzter Klasse und jener brillante Containerwissenschaftler, der früher (da war ja alles besser) noch etwas Richtiges gelernt hat, zum unterambitionierten Prokuristen einer Fließbandausbildung im Hause Bologna (oder lehrt sich eine zweitklassische Medientheorie etwa von ganz alleine?).

Angesichts der harschen Kritik verwundert es schon, dass sich mit Ausnahme von Ulrike Bergermann und Vinzenz Hediger im Blog der zfm³ kein Weiterer mit einer Gegenrede positioniert hat. Aber bekanntlich dauert es ja immer etwas, bis auf radikale Thesen mit ähnlicher Deutlichkeit reagiert wird. Auch hier darf abgewartet werden.

Wenn man sich jedoch die Mühe macht, neben die Polemik in Lovinks Ausführungen produktive Kritik herauszuschälen, kommt man nicht umhin einzugestehen, dass er an manchen Stellen so ganz falsch auch nicht liegt. Der irgendwie diffuse Bereich der Neuen Medien (die Bezeichnung allein schon ist im besten Fall unspezifisch) und das Internet im Speziellen sind in der Tat komplexe Formen, denen mit Ästhetik, Semiotik, Narration etc. *hinreichend* nicht wirklich beizukommen ist. Das Argument, dass digitale Medien eine besondere Affinität zu Ästhetik, Design, audiovisuellen Bewegtbildern usf. haben, wie Lovink ganz zurecht tadelt, war immer (auch) schon eine gewisse Ausweichstrategie, um sich mit der Informatik digitaler Medien nicht näher befassen zu müssen. Selbst dem ‚leidenschaftlichen Dilettantismus‘, wie ihn in diesem Zusammenhang prominent Kittler forcierte sowie salonfähig (und damit auch einschlägig anschlussfähig) machte, wird auch heute noch verschiedentlich mit rigoroser Ablehnung begegnet – zumindest in Deutschland. Wenn nun jüngst noch Richard Rogers hinsichtlich einer Epistemologie des Internets eine Methodendebatte um das Digitale aufrollt und von einem Denken in den Strukturen des Netzes spricht, in dem das Internet nur *mit* dem Internet selbst verstehen zu lernen sei (vgl. Rogers 2011), zeigt sich zum einen, dass neue Forschungsprämissen sehr wohl moderater eingefordert werden können; zum anderen allerdings ist damit Lovinks Position auch gleichzeitig in die Hände gespielt. Eine Theorie des Internets, wenn sie die *Verfasstheit des Netzes* selbst in den Blick nehmen will, muss sich zunächst und grundlegend mit den technischen Funktionsweisen auseinandersetzen (vgl. auch Warnke 2011). Das allerdings darf nicht heißen, dass nun alle Medienwissenschaftler sich zwingend mit Informatik auszukennen haben, wenn sie über digitale Medien nachdenken und schreiben wollen. Das Anwenden tradierter Theorien auf neue Gegenstandsbereiche kann sehr wohl auch gewinnbringende Erkenntnisse hervorrufen: Zwischen Links und Rechts gibt es ein großes

³ Vgl. <http://blog.zfmedienwissenschaft.de/2011/04/medienwissenschaften/#comments> [Stand 23.11.2011].

Dazwischen, das es genauso verdient bearbeitet zu werden. Ansonsten wäre ein geistes- und kulturwissenschaftlich ausgerichtetes Fach um einen immensen Teil seiner Möglichkeiten und vor allem Produktivität beschnitten – unabhängig davon, wie man dazu stehen mag.⁴ Dass sich allerdings eine geistes- und kulturwissenschaftlich verstehende Medienwissenschaft (oder Medialitätsforschung, wie es der Wissenschaftsrat so holpernd formuliert hat) mit den medientechnischen Dimensionen gerade digitaler Medien noch immer recht schwer tut, kann doch ebenso nicht von der Hand gewiesen werden. Jede Polemik trifft hier letztlich auch auf einen empfindlich ›wahren‹ Boden.

Die Medienwissenschaft(en), so prominent und bei Studienanfängern beliebt sie gegenwärtig auch sind, sie stecken in einer strukturellen Krise, die einerseits mehr oder weniger plötzlich über sie hineingebrochen, andererseits auch zu einem Gutteil hausgemacht ist. Um dies zu verstehen, bedarf es einer Aufarbeitung der Fachgeschichten: das Pluraletantum, wie Wolfgang Hagen so schön ausführt, spielt hierbei eine konstitutive und historisch-strukturelle Rolle (vgl. Hagen 2011). An dieser Stelle nun wird das schmale Bändchen von Claus Pias interessant. *Was waren Medien?* perspektiviert die Historie der Medienwissenschaft(en) und gibt Einsichten und mögliche Antworten auf die strukturellen Probleme sowie die Fragen nach dem Selbstverständnis des noch jungen Faches – Probleme und Fragen, die sich, so paradox es zunächst klingen mag, aus dem immensen Erfolg der Medienwissenschaft(en) ergeben haben. Ihre Krise, so Claus Pias (2011: 15), scheint »eine Krise des Erfolgs zu sein«.

Eine kleine Geschichte der Krise, genannt: Medienwissenschaft(en)

Medienwissenschaft, das hieß damals noch Film- und Fernsehwissenschaft, war bekanntlich eine im Wesentlichen auf audiovisuelle Beweg-

⁴ Es sei ferner darauf hingewiesen, dass auch naturwissenschaftliche Disziplinen nicht nur Links oder Rechts, Richtig oder Falsch, Null oder Eins kennen, sondern ihren jeweiligen Gegenstandsbereich wie auch ihre Fachdisziplin mit Perspektiven jenseits des naturwissenschaftlichen Tellerrandes noch einmal anders betrachten. Die Wissenschaftstheorie bzw. -forschung etwa hat hierzu zahlreiche Beispiele geliefert.